Seid Menschen!

Liebe Gemeinde,

in einer von Kriegen und Krisen zerrissenen Welt denken wir in dieser Vesper zurück an den 24. Oktober 1648. An diesem Tag wurden die beiden Friedensverträge hier in Münster unterzeichnet, die den 30jährigen Krieg beendeten. Dankbar denken wir an dieses geschichtliche Ereignis, das beitrug zu einem friedlichen Miteinander der Konfessionen und den Weg öffnete zu einer Friedensordnung gleichberechtigter Staaten in Europa.

Nach den langen zermürbenden Kriegsjahren waren alle beteiligten Parteien an einem Punkt angekommen, wo es für niemanden mehr etwas zu gewinnen gab.

Wenn es nichts mehr für uns zu gewinnen gibt – eher sind wir oft gar nicht bereit loszulassen. Ich lebe seit ungefähr fünfzig Jahren in dem kleinen Kloster neben dem Dom, das uns auch einfach schon räumlich mit dem heutigen Gedenktag verbindet. In dem Haus – so heißt es – habe der Herzog von Orléans gewohnt, der damals zur französischen Gesandtschaft gehörte. In diesen Jahrzehnten in einer kleinen Gemeinschaft auf begrenztem Raum ist in mir ein unbändiges Vertrauen in das Wirken des Heiligen Geistes gewachsen. Wann immer wir wichtige Entscheidungen treffen mussten, die den gesamten Konvent betrafen, haben wir aufrichtig zum Heiligen Geist gebetet und dann hat jede offen eingebracht, was sie dachte. Und das Ergebnis war immer anders, als ich es mir vorher gedacht hatte; aber es war bedeutend besser. Zum Loslassen gehört oft auch das Loslassen der Lösungswünsche.

Wenn es nichts mehr zu gewinnen gibt, gibt es vermutlich immer noch etwas zum Verlieren. Was wäre denn unverzichtbar für unser Menschsein?
Für mich gehört zum Beispiel unbedingt zum Leben: atmen, wahrnehmen, auf das Wahrgenommene antworten können, kommunizieren, in Beziehung treten, Freude empfinden und Schmerz ertragen können. Glück im Augenblick mir schenken lassen und im Unglück das Geschenkte wieder loslassen, einfach sein zu dürfen. So fand ich es auch in Margot Friedländers Biografie als ihre eigene Sehnsucht.

Aber ich mache auch immer wieder diese Erfahrung:
Manchmal kann ich nicht durchatmen, weil mir etwas die Luft abdrückt.
Manchmal nehme ich gar nicht wahr, was mich umgibt, weil ich durch den Filter fremder Maßstäbe schaue.
Manchmal kann ich gar nicht leben, weil ich mich mit so Vielem zugepackt habe, von dem andere sagen, dass man es zum Leben braucht. Dabei lässt es mich nicht atmen, nicht wahrnehmen, nicht kommunizieren. Es loszulassen könnte mich zum Leben befreien.

Mangelerfahrungen durchziehen unser gesamtes Leben von Geburt bis Tod, wobei Geburt und Tod offensichtlich die extremsten Armutserfahrungen ausmachen. Zwischen diesen beiden existentiellen Eckpfeilern der Armut spannt sich unser Leben. In den ersten Lebensjahren versuchen wir, der Armut zu entkommen, indem wir lernen, entscheiden, erwerben, aufbauen, bis wir vielleicht ein gewisses Niveau erreicht haben, auf dem wir uns einrichten, sesshaft werden. Dann beginnt der Kampf gegen den Verlust des Erreichten, in dem wir immer Verlierer sein werden. Denn es gibt keine Möglichkeit, dem Tod zu entkommen.

Was tun wir nicht alles, um an unserem Erscheinungsbild vor den anderen und vor uns selbst zu arbeiten – leiblich wie geistig; wir absolvieren Kurse zur Verbesserung unserer Kommunikationsfähigkeit, wir trainieren unser Reaktionsvermögen, wir werden immer besser im Einsatz der künstlichen Intelligenz, wir tun vieles – und doch versagen wir so oft in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Und dieses Scheitern ist eine zutiefst schmerzliche Armutserfahrung. Sich ihr zu stellen, ihr nicht auszuweichen, kann aus dieser Armut heraus zu einem Weg in den Reichtum lebendiger Beziehung wachsen.
Ich bin nicht die, für die andere mich halten. Ich bin auch nicht die, die andere gern in mir sehen möchten. Ich bin noch nicht einmal die, für die ich mich selbst halte. Ich bin die, die ich werde, wenn ich mich loslasse.
Dazu brauchen wir Menschen, die uns lieben und die wir lieben, denen wir uns im Vertrauen zumuten dürfen und die uns darin annehmen, wie wir sind. So können wir einander helfen, die Angst vor dem Loslassen zu verlieren. Was immer ich Gott oder einem Menschen geben kann, kann nur ich selbst sein, in meiner armen Realität.

Margot Friedländer hat mit ihrem Aufruf „Seid Menschen!“ eine Spur in unser Leben hineingelegt, die uns neu fragen lässt, was uns denn als Menschen auszeichnet. In

einem Artikel über die Künstliche Intelligenz, die mehr und mehr unseren Alltag durchdringt, las ich, wie jemand KI fragte, ob es betet [grammatikalisch wäre richtiger, *sie* zu sagen, doch mir liegt es näher, *es* zu sagen] und KI antwortet: „*Ich „selber“ spreche nicht zu Gott – jedenfalls nicht so, wie ein Mensch es tut. Ich habe kein Bewusstsein, keinen Glauben, keine Beziehung zu Gott. Ich empfinde nichts, ich liebe nicht, ich zweifle nicht, ich hoffe nicht. Alles das, was Beten im tiefsten Sinn ist – ein Gespräch von Herz zu Herz, von Geschöpf zu Schöpfer -, das gehört zum Menschsein. Und ich bin kein Mensch.*“ Und der Autor des Artikels schrieb: Für einen kurzen Moment erwische ich mich dabei, Mitleid mit ChatGPT zu empfinden.

Wie reich ist doch der Mensch, dass er all das kann: Beziehung haben, empfinden, lieben, zweifeln, hoffen. Und ich möchte den Aufruf von Margot Friedländer ein wenig weiterrufen:

Seid Menschen, die akzeptieren, dass sie bedürftig sind und andere brauchen.

Seid Menschen, die nicht groß sind, weil sie andere klein gemacht haben.

Seid Menschen, die ihre Armut bejahen, die zum Wesen des Menschen gehört.

Seid Menschen, die es nicht nötig haben, mit Machtgehabe und großen Worten ihre Armseligkeit und Hilflosigkeit zu übertünchen.

Seid Menschen, die den Mut haben, einfach Menschen zu sein.

Im Blick auf die Armut kann ich aus meiner eigenen Ordenstradition heraus gar nicht anders, als den heiligen Franziskus von Assisi zu nennen. Schon die Lesung aus dem Buch Genesis von der Erschaffung der Welt ruft die Erinnerung an seinen Sonnengesang wach, den er genau vor 800 Jahren geschrieben hat. Er selbst lag damals krank in einer Hütte bei San Damiano, wo Klara und ihre Schwestern lebten, und in seiner leidvollen Dunkelheit schenkte Gott ihm Trost. Da schrieb er dieses Lied. Die einzelnen Strophen folgen der Schöpfungsgeschichte. Er lobt die Geschöpfe in all dem, was sie so schön und kostbar macht, und er spricht von ihnen als seinen Brüdern und Schwestern: Gelobt seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen, mit Sonne, Mond und Sternen, Wind und Wetter, Wasser und Feuer und Mutter Erde. Und dann kommt eine Strophe, in der er für den Menschen dankt. Und es berührt mich sehr zu sehen, was Franziskus offensichtlich beim Menschen für das Kostbarste hält:

Gelobt seist du, mein Herr, durch jene, die verzeihen um deiner Liebe willen
und Krankheit ertragen und Drangsal.
Selig jene, die solches ertragen in Frieden,
denn von dir, Höchster, werden sie gekrönt.

Und danach preist er Gott noch durch Bruder Tod, dem kein Mensch lebend entrinnen kann. Es ist seine ganz eigene Erfahrung, dass er alles, was Gott ihm schenkt, in einem höchst zerbrechlichen Gefäß trägt, in seiner zerbrechlichen Menschlichkeit. So erfährt er sich als minderer Bruder und nennt seine Gemeinschaft so. Dabei meint minder sein nicht einfach kleiner oder weniger sein als andere. Es gibt eine sehr schöne Definition, die die Franziskaner vor Jahren mal dafür formuliert haben: minder sein bedeutet, dass nichts in mir die Epiphanie des anderen verhindert. Epiphanie meint hier das Aufleuchten der Person. Ich bin nicht weniger oder mehr als der Mensch, der mir gegenübersteht. Aber oft genug sagen wir schon durch unseren Blick, wie wir den anderen einschätzen – ein Urteil, das uns gar nicht zusteht. Und schon der Blick ist die erste Botschaft, die der andere von uns empfängt. Franziskus möchte, dass wir jedem Menschen so begegnen, dass der andere Mensch groß sein kann. Er möchte, dass unser Blick offen ist für die Würde des anderen, wer auch immer es ist. Die jüdische Philosophin Simone Weil soll einmal gesagt haben: „Es ist eine heute von allen gründlich verkannte Hauptwahrheit des Christentums, dass das, was rettet, der Blick ist.“ Angeschaut werden, angesehen sein, den Blick eines anderen empfangen dürfen – das alles kann schon heilend wirken. Und wir können es lernen, nicht wegzuschauen, wo unser Blick gefordert wäre. Wir können vieles in unserem Leben nicht verändern, doch wir können uns meist selbst entscheiden, wohin wir schauen wollen.

Was uns hindert, Gott und den Menschen zu lieben, kann nur in uns selber sein. Die anderen können es uns erschweren, weil sie mit ihrem Verhalten in uns all das aktivieren, was noch unausgegoren und unreif ist und ansonsten in dunklen Winkeln unbemerkt in uns haust. Und indem sie es aktivieren, geben sie uns die Chance, daran zu arbeiten und gerade darin die Liebe Gottes wachsen zu lassen. Also ist das, was uns da geschieht, wirklich eine Gnade. [Ich las mal über Philipp Neri: er bat Gott um Befreiung von seinen Wutanfällen, die ihn immer wieder überfielen. Er hatte das Gefühl, erhört zu sein, und ging beschwingt zu seinem Zimmer. Auf dem Weg von der Kapelle bis zum Zimmer bekam er mehrere Wutanfälle in Begegnungen mit

Mitbrüdern und war völlig verzweifelt, warum Gott es ihm nicht genommen hatte. Der sagte ihm: ich habe dir doch vermehrt die Gelegenheit gegeben, daran zu üben!] Ob Schwierigkeiten für mich zur Gnade werden oder zum Hindernis, hängt hauptsächlich von meiner Entscheidung ab.

Franziskus selbst bezeichnet in seinem geistlichen Testament die Begegnung mit einem Aussätzigen als entscheidenden Moment seiner Bekehrung. Sein Biograf erzählt, dass er einem Aussätzigen begegnete und ihm Barmherzigkeit erwies. Im Lukas-Evangelium gibt es drei Stellen, in denen Barmherzigkeit direkt mit dem Sehen verbunden ist. Bei der Erweckung des Jünglings von Naïn heißt es: „Als der Herr die Frau sah, hatte er Mitleid mit ihr“ (Lk 7,13) Dann wird vom Samariter in Lk 10,33 gesagt: „Als er ihn sah, hatte er Mitleid“. Und in der Begegnung des barmherzigen Vaters mit dem verlorenen Sohn in Lk 15,20: „Der Vater sah ihn schon von weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm.“ Erbarmen/Barmherzigkeit ist also zuallererst eine Sache der Augen. Wie schaue ich den anderen, aber auch mich selber an?

Franziskus sagt, er habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Was mag das gewesen sein? Vielleicht ist in diesem Augenblick für ihn ein Vorzeichenwechsel geschehen: bisher sah er als reicher, künstlerischer Ästhet auf seine Umwelt und ordnete sie seinem Blick und Denken ein. Schon als reicher Kaufmannssohn gab er Armen Almosen. Und offensichtlich verabscheute er alles Hässliche. Jetzt sah er plötzlich hinter dem durch die Krankheit verunstalteten Körper den Menschen und in seinen Augen seine Not und seine Würde. Vielleicht heißt „dem anderen Barmherzigkeit erweisen“ auch, ihn wirklich sehen und ihm durch meinen Blick seine Würde widerspiegeln, die aus seinen Augen strahlt, - achten, wie er seine Not trägt, - ihm zeigen, dass ich mit ihm gehe.

Wenn wir um uns schauen, die Menschen anschauen, die mit uns unterwegs sind oder jetzt neben uns sitzen, sehen wir nicht unbedingt die Ebenbildlichkeit Gottes in ihnen, zu der Gott uns alle doch erschaffen hat. Das kann natürlich mit unseren Gottesbildern zusammenhängen, die vielleicht viel zu klein sind für diesen Blick. Es kann aber auch mit unserem Sehvermögen zusammenhängen, dass wir nicht wirklich sehen, was vor uns ist und was in uns und im anderen ist. Unser Blick ist oft geprägt von unseren Erfahrungen und verleitet uns zu Verallgemeinerungen, die an der Wirklichkeit vorbeigehen.

Margot Friedländer ist es gelungen, keine Feindbilder zu verallgemeinern. Bevor der Terror des Naziregimes zuschlug, verstand sie sich als Deutsche – sie sagt: jüdische Deutsche oder deutsche Jüdin, aber eben als Deutsche, und verstand die Gefahr nicht sofort, in der sie und ihre Familie sich plötzlich befanden. Als sie es verstand, fühlte sie sich ausgestoßen. Es waren Deutsche, die ihre Mutter und ihren Bruder töteten; es waren Deutsche, die sie in den Untergrund jagten; es waren auch Deutsche, die sie in den 15 Monaten ihres Lebens im Untergrund immer wieder unter Lebensgefahr aufnahmen und versteckten, ihr für kurze Zeit ein Aufgehobensein schenkten; und es waren am Ende Juden, die als Greifer für die SS arbeiteten, die sie gefangen nahmen. In dieser Zeit im Untergrund empfand sie sich isoliert, nirgends zugehörig; sie wusste nicht, wem sie vertrauen konnte; es gab für sie kein „wir". Noch auf dem Weg zur Wache, wo ihre Papiere geprüft werden sollten, entschloss sie sich, die Wahrheit zu sagen: „Ich bin jüdisch" sagte sie. „Indem ich es aussprach – so schreibt sie – war ich wieder mit dem Schicksal meiner Familie und aller anderen Juden vereint. Was immer jetzt mit mir geschehen würde, ich war nicht mehr allein. Aus dem Ich war wieder ein Wir geworden"[1]. Im Lager Theresienstadt angekommen, sehnte sie sich nach Mitmenschlichkeit, nach Nähe; aber sie erfuhr, dass in dieser Bedrohung jeder für sich existierte, in einer Art Verkapselung. Und sie schreibt: „Durch die staubigen Straßen schlichen Menschen, die keine Menschen mehr waren, Menschen mit Augen, die nichts mehr sahen"[2]. Gerade in dieser Situation suchte sie immer wieder jemanden, dem sie vertrauen konnte, mit dem sie einfach sprechen konnte, den sie anschauen konnte. Liest man ihre Biographie, klingt ihr Aufruf „seid Menschen" in so vielfältiger Weise auf, dass es wie eine Grundsehnsucht wird, die wir nicht anders können als sie aufzunehmen. Wie wollen wir denn weiterleben, wenn wir nicht versuchen, wirklich Menschen zu sein?!

Wenn wir da angekommen sind, wo es nichts mehr zu gewinnen und auch nichts mehr zu verlieren gibt, sind wir offensichtlich ganz bei uns selbst angekommen – in unserer Ohnmacht und ureigenen Armut. Damit sind wir auch in der Gegenwart unserer heutigen Gesellschaft angekommen. Die Erfahrung der Ohnmacht gegenüber den Mächtigen der Politik, die Kriege und Zerstörung über uns bringen, treibt viele in eine Form der Isolation. Viele suchen Verbundenheit in kleineren

[1] Margot Friedländer/Malin Schwerdtfeger, *„Versuche, dein Leben zu machen". Als Jüdin versteckt in Berlin*, Hamburg 2025, S. 171.
[2] Ebd. S. 195.

Gruppen, Familien, Freundeskreis. Doch das Wir-Gefühl als Gesellschaft dieses Landes, das doch unsere Heimat ist, zersplittert. Jeder einzelne von uns trägt Verantwortung, die wir nicht delegieren können. Der Friede beginnt in uns. Versöhnung miteinander beginnt in unserem Alltag, und sie beginnt mit dem Blick, den wir einander schenken.

Es gibt ein sehr schönes Wort der heiligen Klara von Assisi, der Gründerin des Ordens, in dem ich lebe, das sie in einem Brief der hl. Agnes von Prag schrieb:

> „Stelle Dein Denken vor den Spiegel der Ewigkeit,
> stelle Deine Seele in den Abglanz der Herrlichkeit,
> stelle Dein Herz vor das Bild der göttlichen Wesenheit,
> und forme Deine ganze Person durch die Beschauung in das Bild seiner Gottheit um."

Wir können es einüben, den anderen anzuschauen mit einem menschlichen Blick, der den anderen groß sein lässt.

Margot Friedländer wurde nicht müde, ihre Botschaft der Menschlichkeit immer wieder zu wiederholen. „Menschen sein heißt: – so antwortete sie einmal auf eine Frage – Tut nicht etwas, das euch wehtun würde."

So einfach ist es: wir spüren, was uns weh tut – und das sollen wir ganz einfach dem anderen nicht antun.

Seid Menschen, die den anderen erlauben, Menschen zu sein!